

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 42 (1938-1939)  
**Heft:** 24

**Artikel:** Das heilige Brot : eine Ernte-Erinnerung  
**Autor:** Huggenberger, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672535>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

bin, denn ich habe ja vom Walde auch nichts gesehen! Ich habe ja nur ein paar Bäume gesehen, ein paar Bäume nur, nichts weiter! Und es war doch ein großer Wald voll Bäumen, von denen jeder seine Schönheit gehabt haben mochte! — Ich Tor — wie bin ich blind gewesen! Nun, wenn ich wieder in diesen Wald komme, will ich es anders machen!”

Wie dieser Mann durch den Wald ging, immer auf der Suche nach dem schönsten Baum und ohne der anderen Bäume sonderlich zu achten, wie schön sie auch gewesen sein mochten: so geht mancher Mensch durchs Leben — blind für die tausend Wirklichkeiten und Wunder, die ihn umgeben — immer dem einen Ideale nach, das er niemals, niemals schauen soll!

## Das heilige Brot.

Eine Ernte-Erinnerung von Alfred Huggenberger.

Zu meinen Kinderzeiten wurde in unserer Gegend noch das meiste Getreide mit der Sichel abgetrennt. Das war, besonders bei großer Hitze, eine ziemlich mühsame Arbeit. Aber man gewöhnt sich auch an das Rücken; und die Gewißheit, mit dem heiligen Korn das tägliche Brot für ein ganzes Jahr zu gewinnen, weckt ein schönes Dank- und Friedensgefühl im Herzen. Unser kleiner, engverbündeter Schnitterharst rückte damals gewiß nie gedrückt und unfroh aus. Vom Beispiel und Zuspruch der unermüdbaren Mutter angesteckt, von ihrem Lob und Tadel angefeuert und beschämt, trieben wir in schneckenlangsamem, aber auch schnecken-nachdrücklichem Vorrücken einen „Jaa“ nach dem andern in den dichten Halmentwald vor, bis der Acker sich endlich vor der unablässigen Mühewerbung ergeben mußte. Von Geringachten des eigenen Vollbringens keine Spur. Noch war des Schnitters treues Werk, sowie dessen wertgehaltenes Symbol, die Sichel, von einem goldenen Schein umflossen.

Es war einer der schönsten, klarsten Erntetage angebrochen, als für uns der stattliche Kornacker auf dem Nebenbuck an die Reihe kam. Die Sonne hatte sich noch nicht sehr hoch über den Morgenwald erhoben, und doch standen wir dem sauern Tagewerk bereits Aug in Aug gegenüber. Auf dem Ahrenmeer machte ein leiser Wind kleine, zierliche Wellen. Die Mutter weckte die letzte Sichel und sagte wie gewohnt ihren Spruch her:

U Gottesname ag'fange,  
Well Gott, daß mer gern höröd.\*

Ich hatte den Sinn dieses Arbeitssegens lange Zeit nicht richtig auszudeuten gewußt; denn daß jemand beim Schaffen ungern aufhören könnte, das war für mich nicht verständlich. Ich begriff erst, wie es gemeint war, als einmal im Nachbarort ein Mann beim Heuladen rücklings vom Wagen fiel und das Genick brach.

\* Wollte Gott, daß wir gern aufhören.

Daß wir Kinder bei der Arbeit nicht griesgrämig und sauertöpfisch werden konnten, das brachte die Mutter ohne große Mühe fertig. Von Jugend auf mit jeder Bauernarbeit vertraut, vermochte sie auch jedem Tagewerk eine helle Seite abzugewinnen. Mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern geizte sie nicht; sie wußte, daß ein Quintchen Freude und ein Bröcklein Kurzweil das Bittere erträglich und das Erträgliche süß machen können.

Ein Süpplein ohne Salz,  
Ein Mäsklein ohne Schmalz,  
Eine Nebfrau mit saurem Gesicht,  
Bei denen dreien stimmt was nicht.

Nein, meine Mutter war keine von den Geuzerseelen, die immer mit dem Herrgott verzürnt sind. Sie wußte mit ihm umzugehen und anerkannte alles, was er nach ihrem Dafürhalten recht gemacht hatte. Ihr und unser Gesundsein galt ihr als Beweis dafür, daß Gott unsere Ur-eltern rein nur aus Gutmeinen aus dem Paradies hinausbugsiert habe, weil sie dort beim Nichtstun liederlich oder krank geworden wären.

Im Getreideschneiden hatte sie eine so unglaubliche Fertigkeit, daß wir ihr oft staunend zusehen mußten. Das ging wie gehext. Auch meinen zwei ältern Schwestern lief die Arbeit schon ziemlich gut aus der Hand, während mein Bruder und ich uns noch mehr in der Rolle des Lehrbuben bewegten. Wir mußten je und je einmal den Rücken grad machen oder einen aus Ungeschicklichkeit mit der Sichel verletzten Finger verbinden lassen.

Beim Neunuhrimbiß auf dem Rasenbord unterm Schmalzapfelbaum stellte dann freilich jeder seinen Mann. Das war auch eines von den Gottgeschenken, für die sich die Mutter zu Lob und Dank verpflichtet fühlte: unsere immerwährende Bereitschaft, uns mit eßbaren Dingen zu beschäftigen, wo und wann sie uns in greifbare Nähe rückten.



Es gibt Höhepunkte im Leben. Für mich wie auch für den übrigen Familiennachwuchs waren diese Höhepunkte um jene Zeit nicht zu dünn gesät, denn wir rechneten dazu einstimmig auch die auf freier Flur sich abspielende Verteilung der Zwischenmahlzeiten, die während den strengen Werkwochen von Heuet und Ernte ihren besonderen Reiz dadurch erhielten, daß zum hausgebackenen Brot jedes von uns als leckere Zugabe ein Scheibchen Magerkäse oder gar eine halbe Rostwurst bekam. Der im Baumschatten wartende Henkelkorb, mit einem Leinentüchlein verheißungsvoll zugedeckt, war jeweilen schon lange vor dem großen Augenblick der Brennpunkt unserer Gedanken, der unweigerlich näherrückende Wunderstern, von dem sogar die Arbeit einen dünnen Strahl abbekam.

Und heute war es der Mutter gelungen, unsere Erwartungsfreude mit ein paar vielsagenden und doch nichts verratenden Worten noch höher zu spannen. Ganz im heimlichen hatte sie am frühen Morgen die ersten Apfelfüchlein dieses Sommers gebacken. In der großen braunen Schüssel wohlverwahrt, entstiegen sie noch warm der Tiefe des Korbes. Ja, nun wußten wir, warum sie in den letzten Tagen immer bemüht gewesen war, von den gefallenen Kornäpfeln die schönsten vor unsern Freßmäulern in Sicherheit zu bringen. „Ich habe mir gedacht, wir dürfen uns zur Abwechslung auch einmal etwas Herrenmäßiges erlauben,“ sagte sie. „Besonders weil doch die leztjährige Frucht bis nach dem Emdet reicht. Es ist immer gut, wenn man den Garbenstock nicht zu früh anzehren und dazu das Mehl gleich von der Mühle weg verbacken muß.“

„Mühlwarm und ofenwarm  
Macht die reichsten Bauern arm.“

Wir durften also mit gutem Gewissen ein bißchen schlemmen. Und wir taten es auch, bewußt

und mit der Fähigkeit des Genießens aufs freundlichste begabt. Einträchtig waren wir der Meinung, daß die Rüchlein da im Sommerland draußen noch „gäbiger“ zu verschmausen seien als daheim am Tisch.

Nachdem das Mahl seiner besonderen Eignung gemäß etwas vorzeitig beendigt war, gönnten wir uns noch ein kurzes Nachgenußweilchen auf unserem anmutig im Gelände gelegenen Flursitz. Die Guttwetterausichten wurden kenne-  
risch besprochen. Eine Hummel, die, über und über mit Milben behaftet, nicht mehr aus dem Gras aufzufliegen vermochte, ward gemäß mehrheitlichem Beschluß durch schnellen Erlösungstod von ihrem Elend befreit. Im weitern wollte die Mutter dann wissen, was jedes von uns zuerst machen würde, wenn aus der Hälfte der heut abgeschnittenen Ähren in unserer Abwesenheit Goldstücke geworden wären.

Unwillkürlich wandten wir uns alle um, ob das Wunder am Ende bereits geschehen sei. Nein, es war alles im alten. — Mein Bruder war zuerst mit Raten fertig. Er wollte eine große Sichel kaufen, mit der sich alles noch stehende Korn auf einmal abschneiden ließe; dann brauchten wir nicht mehr zu buckeln, sondern könnten den ganzen Tag hier im Schatten sitzen. Mein Wunsch war schon auf möglichere Dinge gerichtet: mir mußte eine große neue Scheune her mit bequemer Heueinfahrt; dazu zwei dicke braune Pferde, damit ich beim Äckern auch gemächlich neben dem Pfluge herstampfen könne wie der Kaspar Strehlmann in Hannisgrüt. Von meinen Schwestern wollte die eine zur Eröffnung der Glückszeit ein Sopha in unsere Stube gestellt wissen, wie sie es im Kirchdorfer Pfarrhause gesehen; und die andere kaufte für die Mutter ein Seidenkleid, für sich selber ein neues Kirchengesangbuch mit einem bemalten Buchzeichen darin.

## Landfieber.

Ja, es besteht kein Zweifel, Frau B. hat es auch. Sie hat sich aus ihrem Wäschekasten ein zartes brokatnes Blüschchen herausgewühlt, es steht ihr prächtig, eine hektische Röte färbt ihre Wangen, sie vergißt Mann und Abendessen und Staubsaugerrate: die Landi sitzt ihr wie ein bunter Vogel seit Tagen im Kopf.

Es bleibt im einzelnen Falle ein wenig schwer, festzustellen, ob die Virulenz der Landfiebererreger (welch prächtiges Wort!) am Tage oder in der Nacht stärker ist und ein anfälliges Indi-

viduum rascher zu infizieren vermag. Ich halte die Stunde der hereinbrechenden Dämmerung für die gefährlichste. Es ist die Atmosphäre, die Weichheit der Konturen, es ist, ach, es ist unmöglich zu definieren. Unter dem Schein der grünen Lampenschirme, die überall auf den Kondellen und Anlagen aufgestellt sind, blühen die Blumen in ihren natürlichen Farben weiter. Bunte Lampen und Lichter haben sich überall entzündet; im Umkreis der Neonröhren verwandeln sich die vorüberflutenden Menschen zu magischen Wesen mit